Paracelsus in Basel

Autor(en): **Fischer, Friedrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Beiträge zur vaterländischen Geschichte**

Band (Jahr): **5 (1854)**

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-110141

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Paracelsus in Basel.

Von

Prof. Dr. Friedrich Fischer.

Paracelsus in Basel.

Die Namen schon, die er zum Theil sich selbst gegeben, bezeichnen den Mann, dessen näheres Verhältniß zu Basel den Gegenstand nachstehender Abhandlung bildet: Philippus, Aureolus, Theophrastus, Paracelsus, Bombastus ab Hohenheim.

Am eigensten gehört ihm der auffallendste, der wahrscheinlich erst durch ihn bezeichnend geworden ist, Bombast; es war sein Familien-Name. Er stammte aus dem schwäbischen Dynastengeschlechte der Bombaste von Hohenheim, deren Wappen sich in Siebmachers Wappenbuche, Theil II. tab. 87 findet, durch seinen Vater Wilh. Bombast, einen Anverwandten des Großmeisters der Johanniter, Georg Bombast v. Hohenheim. Sein Vater hatte sich 1492 in Einsiedeln, oder vielmehr eine Stunde davon, auf dem sogenannten Hohen Neste bei der Teufelsbrücke über die Sihl als Arzt niedergelassen und sich mit der Aufseherin des Krankenhauses der dortigen Abtei verheirathet, aus welcher Ehe im Jahr 1493 Paracelsus entsprang. Später, 1504, zog der Vater nach Villach in Kärnthen, wo er 1534 verstarb. Philippus war Taufname, dessen er sich am seltensten bediente, so daß derselbe nur durch seinen Grabstein in Salzburg bekannt ist; ebenso Theophrastus, vom Vater, der Licentiat der Medicin war, in ärztlichem Geiste und nicht ohne

Anspruch auf Gelehrsamkeit gegeben. Für diesen Namen wehrt sich Paracelsus, als ihm durch das Recht der Taufe zugehörig: **et naturæ et baptismatis jure Theophrastus nominor.** Dagegen hatte er sich den Titel **Aureolus** aus Mißverstand eines Büchertitels seines berühmten Namensverwandten: **extant aureoli Theophrasti libri**, den er falsch construirt, selber beigelegt; und ebenso den andern: **Paracelsus**, dessen Deutung noch zweifelhafter ist. Am nächsten läge an den Arzt Celsus zu denken und „Mehr als Celsus" zu übersetzen, da er auch sonst παρὰ gern als Steigerungspartikel gebraucht, z. B. in den Büchertiteln Paramirum, Paragranum, Paradoris; dem steht jedoch entgegen, daß er wahrscheinlich den Namen jenes berühmten römischen Arztes gar nicht gekannt hat, indem nach Dr. Locher kein Citat desselben in seinen Schriften vorkommen soll, mir auch keines aufgestoßen ist. So wird es wahrscheinlicher, daß es eine bloße Uebersetzung des Geschlechtsnamens „Hohenheim" sein soll; wobei er wohl auch an seine Geburtsstätte, das Hohe Nest, gedacht haben mag, „woraus", wie Thom. Erastus sagt, „ein so schlimmer Vogel hervorgegangen ist."

Es war ein gährendes Genie, ohne wissenschaftliche Bildung, durch magische und alchemische Studien angeregt. Er rühmt sich zwar in der Vorrede zum Spitalbuche, daß er auf deutschen und italienischen Universitäten studiert: „in dem Garten, wo man die Bäume verstümmlet", „und war der Hohen Schule nicht kleine Zier;" weiß aber keine einzelne Schule zu nennen. „Daß ihn sein Vater im 16ten Jahre auf die Universität Basel geschickt habe," ist eine Notiz von Lessing, „Paracelsus" p. 8, deren Bestätigung ich nirgends finden kann. In der hiesigen Matrikel kommt sein Name weder um 1509, noch später, vor; was freilich bei der Mangelhaftigkeit derselben nichts beweist. Indeß ist nicht wahrscheinlich, daß der Vater, der längst nach Kärnthen übergesiedelt war, den Sohn so weit verschickt haben sollte. Ohne Zweifel hatte Paracelsus all seine medicinische Kenntniß, wie sein bißchen Latein vom

Vater, der den Ruf von Gelehrsamkeit in der Schweiz hinterließ und daher von Thom. Erastus ein fremder Pädagog genannt wird. Vielleicht hat er auch die nahe bei Villach gelegene Klosterschule zu St. Andrä im Lavanthale unter dem Bischof Eberhard Paumgartner besucht, den er unter seinen Lehrern nennt. Lateinisch, sagt Conr. Geßner, hat er nichts geschrieben, weil er die Sprache nicht verstund. Das ist zu viel gesagt! Meist zwar sind seine lateinischen Schriften von Schülern, namentlich von Oporin, übersetzt und letzterer, der ihm linguæ latinæ nur perexiguam cognitionem zugesteht, bemerkte (nach Jociscus) oft mit Erstaunen, wie Paracelsus alle diese Uebersetzungen, wenn sie auch noch so confus aufgefaßt und wiedergegeben waren, unbedenklich billigte. Indessen sind nicht bloß in seine deutschen Schriften lateinische Phrasen und Floskeln in Menge und mit ziemlichem Verstande eingestreut, sondern ganze Schriftstücke und Briefe gehören unzweifelhaft seinem eigenen, schwülstigen und mangelhaften, zum Theil selbstgemachten Latein an. Die Latinität war eben damals leichter zu erwerben, als jetzt. Auch hatte Paracelsus nach Oporin ein so glückliches Gedächtniß, daß er ganze Stellen aus Galen auswendig hersagen konnte.

In die alchemischen und magischen Studien wurde er in dem Laboratorium des Siegmund Fugger zu Schwatz eingeführt, und dort mag er auch die physicalischen und kabbalistischen Schriften des berühmten im Jahr 1516 zu Würzburg verstorbenen Abts von Sponheim, Joh. Tritthemius, den er unter seinen Lehrern aufführt, kennen gelernt haben; vielleicht im Manuscripte, denn die Polygraphia cabbalistica ist zwar 1518 zu Oppenheim, die Philosophia naturalis dagegen erst 1595 im Druck erschienen. Oeffentlich wird der Abt diese geheimnißvollen Studien, die ihn bereits zu Lebzeiten in üblen Ruf gebracht und ihm viel Verdrießlichkeiten bereitet hatten, nicht vorgetragen haben. Es wäre interessant, zu wissen, woher Paracelsus sein pantheistisches, naturphilosophisches und alchemistisches

System, wie seine mystische Sprache geschöpft hat: den Iliaster, die Scheidung des Ideos und Limbus, Limbus major und minor, Macrocosmus und Microcosmus, seine drei Elemente ꝛc.; ob und wie weit er diese Ideen und Worte vorgefunden, wie weit er dagegen sie selbst gemacht und erfunden hat. Am ausgebildetsten soll sich sein System in den Schriften des Basilius Valentinus wieder finden; daher auch die Sage bei G. Stolle (Anl. zur Historie der med. Gelartheit 1731) stammt, „Sein Vater habe ihn dem Basilio Valentino, einem berühmten Chemico, in die Information gegeben. Von diesem habe er gelernt, daß man von den meisten Körpern Wasser, Oel und Salz separiren könne, worauf er nachmals diese drei Dinge zu principiis der Körper gemacht und alle Krankheiten ohnmittelbar auf eins derselben referirt." Valentinus wäre freilich in keinem Falle der unmittelbare Lehrer des Paracelsus gewesen, denn er soll als Benedictiner-Mönch zu Erfurt um 1415 gelebt haben. Es scheint indeß wahrscheinlicher zu sein, daß dieser Bas. Valentinus eine bloße Mystification des Herausgebers seiner Werke, Johannes Thölden, war, der sie vielmehr den Paracelsischen Schriften nachgebildet hat.

Von der Philosophie seiner Zeit, der Aristotelischen, wußte er nichts, als: daß Aristoteles ein störriger Mann und scharfer Phantast gewesen sei.

Im Grunde war er fahrender Quacksalber und Charlatan, der sich eine Anzahl Geheimmittel bei Alchemikern und Aerzten, wie „bei Landfahrern, Nachrichtern und Scheerern, bei Gescheidten und Einfältigen," wie er selber sagt, gesammelt hatte, sie aber für sich behielt, so daß er z. B. die Bereitung seines Laudanum keinem seiner Schüler geoffenbart, sondern das Geheimniß mit ins Grab genommen hat. Diese Mittel, welche zum Theil aus den stärksten metallischen Giften, z. B. Antimon, Quecksilberpräparaten, bestunden, hat er mit großer Kühnheit angewendet, so daß die Sage gieng, keiner seiner Patienten erlebe das andere Jahr. Er schwatzt zwar unendlich

viel von seinen Quintessenzen, Arcanen, Magisterien, Magnalien und giebt umständlich ihre Bereitungsart an; allein die Recepte sind so wirr und wunderlich, die Mischungen und Operationen so bunt und umständlich: Destillationen, Sublimationen, Calcinationen, Reverberationen, insbesondere aber Putrefaction in Roßmist, daß Niemand sie nachmachen und erproben konnte, so wenig er sie je vorgemacht haben wird; wie schon Winter von Andernach 1571 bemerkte. Die wunderbarlichsten Dinge der Art hat er in der Zuschrift de rerum natura in neun Büchern seinem Freunde, dem Ehrsamen Johannes Winkelsteiner zu Freiburg im Uechtland, aufgebunden, von dem er freilich wußte, „daß er gerne etwas Newes und Wunderbarliches in der Kunst hörte." Er scheut sich z. B. nicht, freilich unter Anempfehlung tiefster Geheimhaltung, „damit es nicht unter die Sophisten und Spötter komme," ihm das Recept zur Generation von homunculis mitzutheilen. „Nun sein Proceß, Lib. I., ist also, daß sperma hominis in verschlossenen Cucurbiten ventre equino putreficirt werde; denn die Fäulniß ist der Anfang aller Zeugung, wie durch die Pflanzenkeimung erwiesen wird. Diese Putrefication dauert auf vierzig Tag oder so lang, bis er lebendig werde und sich bewege oder rege. Nach solcher Zeit wird es etlicher Maßen einem Menschen gleich sehen, doch durchsichtig und noch ohne corpus. So er nun nach diesem täglich mit dem arcano sanguinis humani gespeist und ernährt wird, bis wieder auf vierzig Tage, und in steter gleicher Wärme Ventris equini gehalten, wird ein recht lebendig, menschlich Kind daraus mit allen Gliedmassen, doch viel kleiner, und soll hernach nit anders, als ein anderes Kind groß gezogen werden. Aus solchen homunculis werden dann Zwerglein und andere dergleichen Wunderleuthe."

Seine fahrende Lebensweise, welche ebenso sehr seine Schuld, als sein Unglück war, entschuldigt er nicht übel in seiner Defension wegen Landfahrens. „Nun wie kann ich wider das sein oder das gewaltigen, das mir zu gewaltigen unmöglich ist?"

„Oder was kann ich der Prädestination geben oder nehmen?" „Mein Wandern, so ich bisher (1538) vollbracht habe, hat mir gleich dem wol erschossen; Ursach halben, daß keinem sein Lehrer hinder dem Ofen wächst." „Ein Arzt soll Landfahrer seyn! Ursach, die Krankheiten wandern hin und her" und sind andere an andern Orten. „Wer die Natur durchforschen will, der muß mit den Füßen ihre Bücher treten."

Meist hat er sich in Noth und Elend umhergetrieben, und sein ärmlicher Aufzug war bereits hinreichende Veranlassung, ihm Verachtung zuzuziehen, die er bitter empfindet, wenn er ausruft: „Hab keine Acht meines Elends, du Leser: laß mich mein Uebel selber tragen."

Allein verdientere Verachtung hat ihn wegen seines Lebenswandels getroffen, der unsauber und schmutzig war, wie die Gesellschaft, in der er sich gefiel. „Hättest du ihn gesehen, schreibt Dr. Heinrich Bullinger an Thom. Erastus, so hättest du ihn nicht für einen Arzt, sondern für einen Fuhrmann gehalten. Auch fand er an der Gesellschaft von Fuhrleuten absonderliches Vergnügen. Daher paßte er, während er hier im Storchen logierte, auf die ankommenden Fuhrleute; und mit diesen fraß und soff der schmutzige Mann, so daß er manchmal, vom Weine betäubt, sich in den nächsten Nachen legte und seinen garstigen Rausch ausschlief." Das war freilich erst um's Jahr 1535, nachdem er von Basel aus sieben Jahre lang im Elsaß, Schwaben und der Schweiz herumgeirrt war.

Mit alle dem war es ein geistreicher Mensch, voll reformatorischer Ideen, die freilich zum Theil bloß durch den Geist des Widerspruchs gegen das Hergebrachte und die Sucht, Aufsehen zu erregen und recht neues und absonderliches vorzubringen, ihm eingegeben waren. Es ist hier nicht der Ort, in seinen Gedankenkreis einzugehen und die von ihm ausgegangenen Ideen und Anregungen der Reihe nach aufzuzählen. Ich muß mich begnügen, die von ihm hier in Basel vorgetragenen Ideen, so weit sie zugleich in sein hiesiges Schicksal eingegriffen haben,

gelegentlich anzuführen. Indessen kann man von Jedem, der mit der Entwicklungsgeschichte der neuern Medicin vertraut ist, sei er nun Bewunderer oder Verächter des Mannes, hören: daß fast bei jedem Fortschritt, den die Medicin im 16. und 17. Jahrhundert gemacht hat, eben immer Paracelsus Einem wieder entgegen kommt, als unmittelbarer oder mittelbarer Urheber der Reform oder wenigstens als Vorgänger, der die Idee dazu concipirt und ausgesprochen hatte. Selbst die neuesten Fortschritte oder Verirrungen der Medicin, wie z. B. die Homöopathie von Hahnemann, die Krankheitsindividuen von Schönlein, finden ihre Vorbilder bei Paracelsus.

Dieser Gaben, wie seines reformatorischen Berufs, war er sich nun auch in vollem Maße bewußt und hielt mit dem Bekenntniß seines Werthes nicht zurück, sondern sprach es mit maßlosem Selbstruhme aus: „Mir nach", ruft er in der Vorrede zum Paragranum aus, „mir nach, Avicenna, Galenus ꝛc. Mir nach und nit ich euch nach, ihr von Paris, Montpellier, ihr von Schwaben ꝛc. Du Italia, du Athenis! Mein ist die Monarchei." „Euer wird keiner im hintersten Winkel bleiben, an den nicht die Hunde ꝛc." Dabei war er, wie man sieht, ebenso maßlos in der Grobheit. „Von der Natur", sagt er selbst, „bin ich nicht subtil gesponnen; auch ist nicht meines Landes Art, daß man etwas mit Seidespinnen erlangte."

Aus den gegebenen Andeutungen begreift sich, wie seine Persönlichkeit ebenso viel Eckel und Widerwillen von der einen, als Glauben und Bewunderung von der andern Seite erregen mußte. Es giebt daher nicht leicht eine wissenschaftliche Erscheinung, welche so widersprechend ist aufgefaßt und beurtheilt worden. Während, um nur die Hauptschriftsteller zu nennen, der hier zurückgebliebene Sohn des in der Reformationsgeschichte berüchtigt gewordenen und als Professor der Theologie hier gestorbenen Andr. Carlstadt, Adam von Bodenstein, ihn den Monarchen der gewissen gegründeten Medicin nennt, dessen hinter ihm liegende handschriftliche Schätze, den Para-

mirum, das Spitalbuch ꝛc. herauszugeben er sich zur Gewissenssache macht; läßt Thomas Erastus oder Lieber von Ober-Baden, gestorben als Professor der Medicin an hiesiger Universität, in seinen **Dispp. de medicina nova Ph. Paracelsi, Basil. 1572**, fast kein gutes Haar an dem Manne, den er als vagirenden, aller wissenschaftlichen und sprachlichen Bildung baaren Charlatan, Krankenmörder, Castraten und Säufer behandelt, indem er ihm nur zwei Dinge zugesteht, Chemie und Magie. Ebenso verschieden lauten die Urtheile in neuerer Zeit. A. F. Bremer in seiner **Disp. de vita et opinionibus Th. Paracelsi p. 1. 2. Hauniæ 1836**, sieht nur in Hahnemann, mit dem er ihn wegen des gleichen Widerspruchs gegen die Allopathie zusammenstellt, einen noch grundloseren Charlatan. Dagegen stellt ihn M. B. Lessing in der besten Monographie, die wir über Paracelsus haben, Berlin 1839, als großartige und fruchtbringende Erscheinung in der Geschichte der Medicin, ja als Zierde des deutschen Vaterlandes hin, die er mit Staunen und Ehrfurcht betrachtet. Doch ist seine Hochstellung nicht so unbedingt, wie bei dem neuesten Lobredner des Paracelsus, Hrn. Dr. Locher in Zürich, der ihn in seiner Denkschrift zur Feier des Zürcher Jubelfestes vom 1. Mai 1851 den Luther der Medicin und den grösten Schweizer Arzt nennt. Vielleicht mit ebenso viel Recht, als J. G. Zimmermann von Brugg „von der Erfahrung" 1763 das harte Urtheil über ihn fällt: „Er lebte wie ein Schwein, sah aus wie ein Fuhrmann, fand sein großes Vergnügen in dem Umgang des liederlichsten und niedrigsten Pöbels und war die meiste Zeit seines ruhmvollen Lebens hindurch besoffen. Auch scheinen alle seine Schriften im Rausche geschrieben."

Wir können indeß den Werth oder Unwerth der Persönlichkeit dahin gestellt sein lassen; genug: Paracelsus hat gewirkt und zwar sehr einflußreich. Daß Jac. Böhme seine naturphilosophischen Ideen und Floskeln „den Salliter der Natur," „die Signaturen, wodurch er den Dingen in's Herz sieht" u. dgl. bei Paracelsus aufgelesen und dieser dadurch ein Vor-

läufer des deutschen Pantheismus geworden ist; daß die Rosenkreuzer seine Werke vorzugsweise ihren alchemischen Studien zu Grunde gelegt, und daß seine dynamische Naturansicht: „es ist nichts corporalisch, es lebete denn und hätte einen Spiritus in ihm", auf Leibnitz, der im Jahr 1666 von einer alchemischen Gesellschaft in Nürnberg besoldet war, transspirirt haben konnte: das alles will ich nur als Nebenwirkung berühren. Seine Hauptwirkung war die Stiftung der chemischen, oder wie sie sich mit einem Paracelsischen Worte nannte, der spagirischen Schule, welche darauf ausgieng, an die Stelle der langen zusammengesetzten Recepte einfache Mittel oder specifica zu setzen, die unkräftigen und eckelhaften Decocte, Infusionen und Syrupe der Galenisch-Arabischen Schule durch kräftigere Pflanzenextracte, Essenzen und Tincturen zu verdrängen; mit besonderer Vorliebe aber und nicht immer mit der gehörigen Vorsicht die ungleich kräftigeren Mineralmittel anwendete. Spagirisch nannte sich die Schule, denn σπᾶν, ausziehen und ἀγείρειν, sammeln und verdichten, sollten die chemischen Mittel zur Gewinnung des wirksamen Princips der Arzneistoffe sein. Der ausgezeichnetste Kopf dieser Schule war der Däne Peter Severin, um den allein der Kanzler Baco den Paracelsus beneidete. Auch eine spätere medicinische Schule, die dynamische, hat viel aus seinen Sprüchen über die Wirksamkeit der Lebenskraft oder des Archeus geschöpft, und der Stifter dieser Schule, der Holländer van Helmont, spricht mit großer Anerkennung und Hochachtung von den Gaben, Einsichten und chemischen Mitteln des Paracelsus.

Dieser Mann nun taucht im Jahre 1526 hier auf. Woher er gekommen, weiß man nicht. Zehen Jahre zuvor, 1516, hatte er sich, nachdem er vorher den unglücklichen Feldzug Kaiser Maximilians gegen Mailand mitgemacht hatte, in Holland unter das gegen Schweden bestimmte Heer Christians II. von Dänemark anwerben lassen, wahrscheinlich als Feldscheer, und war bis nach Stockholm gekommen, dessen Belagerung er bei-

wohnte. Er nennt Stockholm gelegentlich eines Wundtrankes, den er von einer edlen Frau daselbst gelernt, versetzt es aber nach Dänemark. Dort abgedankt, besah er sich die Bergwerke Schwedens und fand Gelegenheit, mit einem tartarischen Fürsten nach Rußland zu kommen und will mit ihm selbst in Constantinopel gewesen sein. Wahrscheinlich hat er sich in Litthauen, Polen und Preußen umhergetrieben und gilt von diesen Aufenthalten, wenn er in einem Fragment de morbo gallico sagt: expellebant me ex Lituania, Borussia, Polonia.

Er muß indeß mit einigem Rufe in Basel aufgetreten sein; denn er fand sofort eine Anstellung als Stadtarzt, und zwar auf Empfehlung Decolampads. Jociscus, Professor in Straßburg, der diese Thatsache in seiner an der dortigen Academie 1569 gehaltenen Leichenrede auf Oporin aus dem Munde des letztern berichtet, fügt bei: „Decolampad habe den Paracelsus, der beim Beginn der Reformation hieher gekommen, im Namen der Religion aufgenommen und dem Magistrat empfohlen.“ Es mag das mitgeholfen haben; aber sicherlich genügte die Hinneigung zur Reformation weder bei Decolampad, noch weniger bei dem damaligen Rathe, zu einer medicinischen Anstellung. Vielleicht hatte Paracelsus schon einige Zeit vorher sich hier aufgehalten und durch glückliche Kuren, wie sie ihm zu gelingen pflegten, Aufsehen erregt. Die Stelle, die er erhielt, war wohl die, welche nach Lutz Geschichte der Universität Basel p. 75 im Jahr 1504 gegründet wurde, wo der Magistrat sich verpflichtete, zur Hebung der Universität einen Doctor in der Arzneiwissenschaft besonders zu besolden. Die Anstellung mag um die Mitte des Jahrs 1526 erfolgt sein. Unsere Kenntniß von dieser bereits im Jahr 1526 erfolgten Anstellung beruht auf der Titulatur, die Paracelsus sich in einer Zuschrift an den Zürcher Arzt Christoph Clauser, datiert vom 10. November 1526, giebt, indem er sich Physicus et Ordinarius Basiliensis nennt. Ohne Zweifel war die Stelle, wie sie zur Hebung der Universität gestiftet war, mit einem Lehramt an der Universität verbunden, hatte aber noch ihre

besonderen städtischen Obliegenheiten, welche ungefähr denen des jetzigen Physicats entsprochen haben mögen; denn die Lehrstelle an der Universität hat Paracelsus erst im Juni des nächstfolgenden Jahres angetreten. Das Recht dazu war wohl erst von der Regenz zu erwerben, welche dem neuen Collegen nicht mit Freundlichkeit entgegen kam. Jociscus fährt zwar in obiger Stelle fort: **Dissipata tunc plane erat Academia et professores partim ejecti, partim sua sponte urbe cesserant; facile igitur auxilio Oecolampadii medicam in Academia professionem obtinuit**; läßt somit Paracelsus unmittelbar mit seiner Anstellung durch den Rath in das academische Lehramt einrücken. Es ist das jedoch offenbar eine auf eigene Hand gegebene Erklärung, wie aus der unrichtigen Schilderung des Zustandes der Universität hervorgeht, deren Auflösung erst im Hornung 1529 eintrat. Die Universität war allerdings zum Theil in sich gespalten, die Reformation hatte manchen Riß in die geschlossene Phalanx der altgläubigen Herrn gebrochen, Oecolampad war 1524 als Lector der heil. Schrift hereingekommen; allein die Mehrzahl hielt nur um so eifriger zusammen. Die Zulassung der Docenten aber war, wie Lutz l. c. angiebt, in den Händen der Regenz, welche aus Rector und Prorector, je drei Mitgliedern der drei oberen Facultäten und fünf Mitgliedern der Artisten-Facultät bestund oder bestehen sollte; wiewohl die von ihm citirte Stelle aus einer Urkundensammlung der Universität nur von zeitweisem Ersatze handelt: **Quod si in locum cedentium vel decedentium doctorum alii *pro tempore* fuerint surrogandi, tales ex illis facultatibus, de quibus præcedentes fuerunt, per concilium Universitatis eligantur — qui etiam dominis cancellario, rectori ac consulibus rationabiliter displicere non possint.** Kanzler war in Wirklichkeit bis zum Jahr 1529 der Bischof und blieb es de jure noch geraume Zeit hernach. Jene vom Rath gestiftete und besoldete medicinische Stelle mag verwickelteren Rechtsverhältnissen unterlegen haben.

Als Stadtarzt oder Physicus ruhte er nicht lange, sich den Haß zunächst der Apotheker auf den Hals zu ziehen, indem er in einem Schreiben an den Rath auf eine Visitation der Apotheken drang und diesen Vorschlag folgender Maßen motivirte: „Dieweil ich von Ewer Gnaden bestellt, weiß ich mich pflichtig, all Mängel und Gebrechen, so nachtheilig seyn, anzuzeigen. Daß ich denn auch wissen mög, (ob) dieselbigen Apotheker kein heimlich pakt mit etlichen Doctoren und Aerzten haben, daß sie ihrer Apotheken zu Tag und Nacht trewlich warten; demnach ihre Apotheken visitiren, ob sie deren, wie sichs gebürt, gerüst und versehen seyen, Arm und Reich in ziemblicher Tax ihrer Waaren unüberschätzt zu halten. Denn es sich viel begiebt, daß Doctor und Apotheker pakt und geding mit einander machen. Die Apotheker spielen gar gerne den Arzt, da doch derjenige, der einen Fisch sieden kann, kein Fischer und der, welcher Wein trinken möge, kein rebmann sey."

In letzterer höchst unklarer Wendung, welche nicht gegen das Medicastriren der Apotheker geht, sondern ihnen die Bereitung der Arzneistoffe abspricht, berührt er unwillkürlich einen zweiten bedeutenderen Zankapfel, wodurch er Aerzte und Apotheker gegen sich aufbringen mußte, nemlich seine Verwerfung des ganzen damaligen Arzneischatzes, den er einen „Suppenwust" nannte und an dessen Stelle er seine chemischen Präparate oder vielmehr seine Geheim-Mittel setzte. „Die Apotheker sind meine Feinde", sagt er freilich in einer spätern Schrift, „weil ich ihre Büchsen nicht leere; meine Recepte sind einfach und simpel und bestehen nicht aus 40 oder 60 Ingredienzen, wie der Galenischen Doctoren ihre; aber meine Pflicht ist, den Kranken zu helfen und nicht die Apotheker reich zu machen."

Die Masse des Arzneimittels hielt er nur für die äußere Hülle, worin die Quintessenz oder das wirksame Princip verborgen liege. „Die Quintessenz sey allein die Natur, Kraft, Tugend und Arzney, die in dem Ding ist, wie in einer Herberg." „Sie ist die Farben, das Leben und die Eigenschaft

des Dings." Sie ist ein Spiritus, gleich dem Spiritus vitæ;" immerhin jedoch „eine Materien, die da corporalisch wird ausgezogen aus allen Dingen; jedoch nur aus den unempfindlichen, denn der Spiritus vitæ der empfindlichen Dinge ist tödtlich. Drum ist einverstanden, daß aus menschlichem Fleisch und Blut keine quinta essentia gezogen werden kann." Schade drum! denn „so wir möchten das Leben des Herzens ohne Zerstörung herausziehen, so wollten wir ungezweifelt ohne Tod und Krankheit leben in Ewigkeit."

Für die Gewinnung dieser Quintessenzen kennt und nennt er immer nur den einen Weg, das Feuer; denn seine spagirische Kunst, wie die damalige Alchemie überhaupt, gebrauchte bloß den feurigen Proceß. Die Scheidungen und Auflösungen durch Säuren, die wohl auch bei ihm vorkommen, sind bloße vorläufige Putrefactionen zum Behuf der Destillation. „Durchs Feuer soll der Arzt bewährt werden", schreibt er im Paramirum, „denn das Feuer bewährt die Substanzen und stellt sie lauter und klar für." „Im Feuer ist der Schulmeister und nicht im Arzt." „Wie die Hennen", heißts im Paragranum, „die figurirte Welt in der Schaalen durch ihr Brüten verwandelt in ein Hühnlein, also durch die Alchymie werden gezeitigt die Arcana. Was macht die Trauben zeitig? Nichts als die natürliche Alchymie. Also ist der Alchymist der Rebmann, indem so er Wein macht." Den anderen Hauptzweck der Alchymie, die Verwandlung der unedlen Metalle in edle, namentlich das Goldmachen, hat er wohl auch versucht; ist jedoch so ehrlich die Erfolglosigkeit des Versuchs zu gestehen. „Aurifices inane stramen triturant. Er habe es bloß dahin gebracht, durch Tincturen einen Goldkalch zu setzen, aber nicht fix, sondern ein fliegendes, unzeitiges Ding; in den Tugenden könne er nicht sagen, daß dieselbigen auch graduirt worden, allein von dem sage er, was die Coloration antrifft." „Drum so mag ich billig", fügt er im Paragranum hinzu (Huser I. 224), „von der Alchymie so viel schreiben, daß ihr nicht ein Aergerniß sollt nehmen in dem,

daß weder Gold noch Silber dir draus werden will. Sondern daher betrachtet, daß dir die Arcanen eröffnet werden und die Verführung der Apotheker erfunden wird, wie bei ihnen der gemeine Mann beschissen und betrogen wird und geben ihm um einen Gulden, nehmens um einen Pfenning nicht wieder."

Obige Stellen sind allerdings aus spätern Schriften genommen. Daß indessen die Ausziehung der Quintessenz aus den Arzneikörpern durch Feuer und die Verwerfung der gangbaren materia medica als bloßen Koths bereits hier in Basel sein Lieblingsthema gewesen, geht aus der an den Zürcher Arzt Clauser mit der oben citirten Zuschrift gerichteten Abhandlung de gradibus et compositionibus receptorum hervor. Die Quintessenz ist nach Lib. III. die forma specifica, wie es die alte Physik nenne, das accidens elementale. Sie allein bringt Gesundheit, stärkt, sie ist der Ares naturæ; die übrigen Stoffe seien die bloße Relollea naturæ, welche höchstens abführt. Auch proclamirt er sich auf diese Entdeckung hin in der Zuschrift an Clauser bereits als Monarchen der Medicin: Sed qua potestate in hac nostra Monarchia me exerceam, hic habe. Doch hat er noch die Bescheidenheit, die Monarchie bloß für Deutschland anzusprechen und den Arabern den Avicenna, den Pergamensern Galen, den Italern Marsilius (hier hätte er den Celsus nennen müssen, wenn er den Namen gekannt hätte), den Griechen den Hippokrates zu lassen, indem er den Satz aufstellt, daß jedes Land seine eigene Medicin haben müsse. Die Schrift de gradibus hatte er dem Zürcher Arzte dedicirt, damit dieser sie zum Druck befördern möchte; ein Mittel, wozu er, da er keinen Verleger fand, auch bei andern Schriften griff, jedoch ebenso vergeblich. Eine einzige Schrift ist ihm geglückt bei Lebzeiten in Druck zu bringen, die Chirurgia magna zu Ulm, und Adam von Bodenstein muß sich noch 1572 an die Hülfe des Raths von Mühlhausen wenden, um den Paramirum in Druck zu bringen.

Ebenso schlecht, als durch solche anmaßliche Neuerungen bei seinen medicinischen Collegen oder vielmehr dem Einen, Oswald Bär, dem letzten und ersten Rector vor und nach der Reformation, empfahl er sich durch seine Hinneigung zur Reformation der Universität überhaupt, die in ihrer Mehrzahl an dem Katholicismus festhielt (Ludw. Bär, Prof. der Theologie, Ambrosius Pelargus, Lesemeister der heil. Schrift, Augustin Marius, Prediger am Münster, der gebildete Heinr. Glarean, Joh. Teusel genannt Silberberg, früher Mediciner, dann Jurist, Claudius Cantiuncula u. a.) und die Majorität mag sich um so erbitterter gegen seinen Eintritt in die Universität gestemmt haben, je mehr er von der reformatorischen Minderheit und namentlich von Oecolampad begünstigt wurde. In seinen gedruckten Schriften spricht sich freilich nirgends viel Theilnahme und Eifer für die Reformation aus und die wenigen Ausfälle gegen die Mißbräuche des katholischen Ritus sind mit einer Mäßigung und Besonnenheit gehalten, die ihm sonst nicht eigen war. Es ist indeß zu beachten, daß er Katholik geblieben ist und sich die Rückkehr in katholische Länder, namentlich nach seiner zweiten Heimath Kärnthen, offen erhalten mußte. Hier in Basel und mündlich wird er sich schon offener und unverholener ausgelassen haben. In den Stellen, welche gewöhnlich für seine reformatorischen Tendenzen angeführt werden, klingt bloß allgemeine philosophische Gesinnung, ein wenig Mystik und ein leiser Spott hindurch. **De origine morborum invisibilium cap. 4.** „Der Körper in der Erden, der Heilig im Himmel. Will dich ein Heiliger erhören und gesund machen: ich setz, es müg so seyn, so ziele er dich nicht auf sein Grab, sondern das Ziel steht in deinem Herzen. Wie kannst du den Heiligen näher finden, dann stand grad still? Wir können zu keinem Heiligen kommen, sie müssen nur zu uns." Und **Fragm. medica** (Hus. I. 138) „Die Heiligen sind im Himmel und nicht im Holz." „Das Nachtmahl ist einfältig beschehen; nun ist eine elevatio daraus geworden." „Es sey schöner, lieplicher und

feiner, als an dem Tisch sitzen; so soll es doch nit seyn, es sey wie hüpsch es wolle, denn die Zauberei fallt drein."

Daß ihm die Anfeindung in Basel zunächst von katholischer Seite kam, geht daraus hervor, daß der Titel Luther der Medicin ihm schimpfweise gegeben wurde. „Mit was Spott habt ihr ausgeschrien, ich sey **Lutherus medicinæ** (Fragm. zum Paragr. Hus. I. 43.) mit der Auslegung, ich sey Häresiarcha. Ich bin Theophrastus und mehr als die, mit denen ihr mich vergleichet. Ich bin derselbige und **monarcha medicorum** dazu. Dem Luther sind meistens Schwärmer, Schälke und Buben feind. Warum muß ich ein Luther heißen? Ihr thuts nicht, zu ehren, sondern ihr verachtet den Luther. Aber ich weiß niemand, der Luthero feind sey, als dem er die Küche verbößert hat. Ich laß Lutherum sein Ding verantworten und will das meinige auch verantworten. Wer dem Luther feind ist, eine solche Rotte ist auch mir gehaßt. Und wie ihr von ihm meinet, meinet ihr auch von mir: dem Feuer zu!"

Decolampad und seine Freunde werden sich indeß nicht lange des neuen Genossen erfreut haben, denn es war der bloße Widerspruchsgeist, der ihn der Reformation zugeführt hatte; dagegen hat er an dem neuen religiösen Geist und Ernst, der an die Stelle der gestürzten kirchlichen Formen getreten war, keinen Theil genommen. Sein Widerspruchsgeist führte ihn vielmehr bald über die Reformation hinaus. „Item", sagt Oporin von ihm, „beten habe ich ihn nie gesehen, noch gehört. Auch kümmerte er sich nicht um den Gottesdienst; ebenso wenig um die evangelische Lehre, welche gerade damals bei uns aufkam, und worauf von unsern Predigern ernstlich gedrungen wurde. Er drohte vielmehr einmal, er werde noch den Luther, wie den Pabst, nicht minder als jetzt Galen und Hippokrates, zur Ordnung weisen. Auf den Kern der Schrift sey noch keiner eingedrungen; sie hiengen noch alle zwischen Rinde und Haut."

Seine hiesigen Gegner hatten selbst zu dem Mittel der Verketzerung gegriffen und ihn, wie er an verschiedenen Stellen

klagt, der Zauberei, der Magie und Necromantie beschuldigt und selbst Oporin spricht die Fabel nach: er habe in dem Griff seines Degens einen dienstbaren Geist eingeschlossen gehabt. Paracelsus gab einer abergläubischen Umgebung sicherlich Anlaß genug zu solcher Beschuldigung, indem er in seiner mystischen Sprache unendlich viel von Geistern, Gestirnen und magischen Wunderkräften schwatzt; allein seine Geister, Gestirne und Wunderkräfte sind Naturkräfte, nur mystisch gefaßt und personificirt und mit höchst außerordentlichen und magischen Wirksamkeiten ausgestattet, so daß er einmal de origine morborum invisibil. lib. IV. den kühnen Gedanken ausspricht: „es werden sich noch alle Ding, die Zauberisch, Herisch, Teuflisch zu seyn das gemeine Volk vermeint, natürlich erklären lassen und in natürlichem Grund erfunden werden." Er war sogar über manchen Aberglauben seiner Zeit hinaus, so daß er z. B. den astrologischen Einfluß der Gestirne rundweg läugnet: „Die Gestirne gewaltigen gar nichts in uns, sie incliniren nichts, sie sind frey für sich selbst, und wir sind frey für uns selbst." „Das lächerliche Schreiben der Astronomen, die da setzen, wie die Gestirne den Menschen machen, dasselbige wollen wir lassen eine gute Fabulam seyn." Dagegen schrieb er, neben dem daß er die Kräfte der Dinge Gestirne nannte, den Sternen wieder so wunderbare physische Einflüsse zu, z. B. Erzeugung von Krankheiten und insbesondere der Pest, daß auch dieser Aberglaube bei ihm nur die veränderte naturphilosophische Form erhielt. Immerhin klang seine Redeweise so mystisch, magisch und astrologisch, daß Bullinger an Thomas Erastus schreiben konnte: „Ich habe mehrmal mit ihm über verschiedene Dinge, auch theologische und religiöse gesprochen, aber in allen seinen Reden nichts von Frömmigkeit bemerken können, wohl aber viel Magie, wovon er langes und breites schwatzte, ohne daß ich etwas davon verstand."

All die widerstrebenden Abneigungen, welche seinem Eintritt in die Universität, wie seiner städtischen Anstellung ent-

gegengestanden haben mögen, gelang es ihm zu überwinden durch einzelne glückliche Curen. Daß ihm solche namentlich auch in Basel glückten, muß Thomas Erastus wider Willen bekennen. Dasselbe bezeugt Oporin nach aller Enttäuschung, wenn er sagt: außer des wunderbaren Geschicks und Glücks in der Medicin habe er keinerlei Tugend und Gelehrsamkeit in ihm finden können. Auch Conrad Geßner, nachdem er ihn als gänzlich haltlos bezeichnet hat, bald Theolog, bald Arzt, bald Magier, oft Zech- und Spielgenosse, fügt bei: „Doch höre ich, daß mancher in verzweifelten Krankheiten von ihm gerettet und namentlich bösartige Wunden von ihm glücklich sind geheilt worden." Was seinen ärztlichen Ruf für Basel begründete und ihm neues Wunder wirkendes Vertrauen erweckte, war die glückliche Heilung, die ihm gleich zu Anfang seines hiesigen Aufenthaltes an dem Buchdrucker Froben gelang. Dieser wurde, nach dem Berichte des Erasmus an den Carthäuser Emsted, Epp. Lib. XXIII, ein Jahr vor seinem Tode, also 1526, von einem schmerzhaften Podagra befallen, welches den Knöchel des rechten Fußes einnahm, worin von einem frühern Sturze her, den Froben 1521 von den höchsten Stufen auf einen Ziegelboden gethan hatte, eine leidende Empfindlichkeit zurückgeblieben war. Zuerst wurden einheimische Aerzte gebraucht, welche das Uebel nur verschlimmerten, indem sie, uneinig über die Natur desselben, bald dieses, bald jenes Mittel anwandten. Das Uebel war bereits so schlimm geworden, daß die Aerzte von einer Amputation des Fußes sprachen. Da kam von anderwärts her ein Arzt — Erasmus spricht den Namen nicht aus — der den Schmerz so weit stillte, daß er erträglich wurde und Schlaf und Eßlust zurückkehrte. — Durch welches Mittel, wird nicht gesagt und ist also wohl blosse Vermuthung, wenn Adam und nach ihm die Andern das bekannte Laudanum nennen. Endlich wurde Froben so weit hergestellt, daß er zweimal zu Pferd nach Frankfurt reisen konnte, also in der Herbstmesse 1526 und der Frühlingsmesse 1527; nur hatten die Zehen des rechten Fußes

die Flexionsfähigkeit verloren, auch trat später Lähmung in zwei Fingern der rechten Hand ein. Sonst befand Froben sich wohl, gieng, wie gewöhnlich, trotz der Abmahnung von Erasmus und dem Arzte, aus, kleidete sich auch nicht wärmer, indem er für Schande hielt bei seinem Wohlbefinden den Anschein der Krankheit an sich zu tragen.

Diesen Erfolg benützte Paracelsus, sich auch an Erasmus zu machen, dessen Kränklichkeit und Sorglichkeit um seine Gesundheit zu dem Versuche einlud, indem er sich ihm in einer lateinischen Zuschrift als Arzt anbot.[1]) Erasmus aber hatte solchen Glauben an den fremden Doctor gefaßt, daß er den bombastischen Unsinn, von dem der Brief strotzt, für tiefe Weisheit nahm, und die Orakelsprüche, ungeachtet er gesteht kein Wort davon zu verstehen, durch sein Krankheitsgefühl bestätigt fand.[2]) Das jämmerliche Latein konnte er dem ärztlichen Styl, wie der wunderlichen Manier des Mannes zu gut halten; dagegen hätten die Vertraulichkeiten, die sich der zweifelhafte Wunderdoctor gegen ihn erlaubte,[3]) den vornehm abgeschlossenen Mann anwidern müssen, wenn Hülfsbedürftigkeit und Glauben ihn nicht blind gemacht hätten.

Die Correspondenz, die übrigens bloß aus der Zuschrift des Paracelsus und der Antwort des Erasmus besteht, ist mehrfach abgedruckt, bei Huser, Par. Opp. Straßb. 1616. I. Thl. p. 443 sq., bei M. Adam, vitæ med. germ. Heidelb. 1620. p. 36 sq.

Im Juni 1527 endlich gelangte er dazu, seine Vorlesungen zu eröffnen und kündigte dieses Ereigniß durch ein lateinisches Programm an, datirt den 5. Juni (Nonis Junii), welches

---

[1]) Si, optime Erasme, mea praxis specifica tuæ excellentiæ placuerit, curo ego, ut habeas et medicum et medicinam.

[2]) Aenigmata tua non ex arte medica, quam nunquam didici, sed ex misero sensu verissima esse agnosco.

[3]) Scio corpusculum Mesuaticas tuum non posse sufferre coloquintidas. Scio, quæ corpusculo tuo valeant in vitam longam.

auch zu auswärtiger Verbreitung bestimmt war; denn er ladet alle Liebhaber der apollischen Kunst, welche, was an dieser Wissenschaft ist, in kurzer Zeit von Grund aus lernen wollen, ein, sich sofort zu ihm nach Basel zu verfügen. Er werde dem göttlichen Amte der Medicin das alte Ansehen wiedergeben und die Wissenschaft von schweren Irrthümern reinigen. Nicht den Vorschriften der Alten habe er zugeschworen, wie die meisten Aerzte der Zeit, welche ängstlich an den Worten des Hippokrates, Galen und Avicenna hangen, als ob es Orakelsprüche von Apollos Dreifuß wären, wovon keinen Finger breit abgewichen werden dürfe. Daraus erwachsen, wenn's Gott gefällt, erlauchte Doctoren, aber keine Aerzte. Er werde sich nur auf das stützen, was er theils durch die Indication der Natur der Sache, theils durch eigenen Geist gefunden und durch lange Uebung und Erfahrung erprobt habe. Uebrigens um mit wenigen Worten seine Lehrweise zu bezeichnen, schließt er: „Ich, durch reichliche Besoldung meiner gnädigen Herrn berufen, werde in täglichen zwei Stunden, sowohl über die ausübende als über die einschauende (inspectivæ) Medicin, Physik und Chirurgie Paragraphen (libros), deren ich selber Urheber bin, mit größtem Fleiß und höchstem Nutzen der Zuhörer öffentlich erklären; nicht nach anderer Weise aus Hippokrates oder Galen erbettelt, sondern durch die höchste Lehrmeisterin, Erfahrung und Arbeit, erworben. Doch um unser Vorhaben den Studierenden noch deutlicher vorzulegen, mag beispielsweise beigefügt werden, daß wir in der Lehre von den Complexionen und Humoren keineswegs den Alten nachtreten, welche fälschlicher Weise alle Krankheiten von jenen herleiten."

Mit den Complexionen und Humoren griff er die herrschende Galenische Medicin in ihrem Mittelpunkte, ihrem physiologischen Principe an. Die Humore sind die vier Cardinalsäfte des Leibes: Wasser, Blut, gelbe und schwarze Galle. Ihr Ebenmaß galt für Gesundheit, Störung des Gleichgewichts und Ueberwiegen des einen Elements war Krankheit. Die gestör-

ten Complexionen äußerten sich durch Kälte oder Wärme, durch Feuchtigkeit oder Trockenheit, und waren durchs Gegentheil zu curieren. Ein höchst einfaches System, welches länger als jedes andere die medicinische Welt beherrscht hat. An die Stelle der Humore setzte Paracelsus bekanntlich seine drei Substanzen, S. S. M., unsichtbare Elemente, welche mit den gleichnamigen Mineralien nichts als den Namen gemein haben: „Sulphur das basische, verbrennliche, das da rauchet; Mercurius das flüchtige, luftige, das da entweichet; Sal die Einheit, aber als besondere, die beiden andern verbindende Substanz gedacht, die als Asche zurückbleibt. In der Krankheit werden die Principien männisch, es fährt in sie ein astron, der Geist der Krankheit, und die Krankheit bildet sich zu einem Afterleben, zu einem zweiten Menschen im Menschen aus." Die gegen die gestörten Complexionen und ihre Qualitäten gerichtete Cur durch contraria verachtete er als bloß symptomatisch, das ens der Krankheit nicht berührend. „Gegen dieses, das in der Hochfarth der Principien besteht, wodurch der Sulphur entzündet, der Mercurius sublimirt, das Sal zertrennt wird, muß durch specifica eingeschritten werden, welche das ens oder astron der Krankheit mit der Art an der Wurzel abhauen." Dem Widerspruch zu lieb werden diese specifica als similia bezeichnet, was nur auf das zertrennte Sal paßt, das durch die consolida, namentlich durch die Quintessenz des Goldes, das aurum potabile, ersetzt werden soll. Sonst sollen die specifica den Krankheitsstoff wegtreiben, wie „Antimon läßt nichts Unreines bei dem Reinen."

So lehrete er, wie Wurstisen sagt, den Galenischen ganz widerwärtig; die er noch überdem recht absichtlich und öffentlich vor den Kopf stieß, durch einen Luther nachgeahmten Act, indem er die Schriften Avicennas und Galens, sagt man, feierlich auf der Universität verbrannte. „Ich hab die Summa der Bücher", erzählt er selbst, „in St. Johannis Feuer geworfen, auf daß alles Unglück mit dem Rauch inn Lufft gang." Es

wird wohl eben nur eine Summa, ein Compendium, gewesen sein; denn die Schriften Galens und Avicennas selbst hat er wohl nie besessen, selbst bevor er noch von seiner Liberey sagen konnte, daß sie nicht sechs Blätter vermöge und er in zehn Jahren kein Buch angesehen habe.

Er trug, wie aus den von Schülern, meist von Oporin lateinisch nachgeschriebenen und von Huser, Par. Opp. B. I. gesammelten Collegienheften hervorgeht, vor: 1. Die Chirurgie der Wunden, worin er manche gesunde Ansicht entwickelt, z. B. über die Heilkraft der Natur oder den Magen der Wunden, die sich selbst ihr Fleisch von innen heraus bereitet und bloß defensive Cur erfordert. Doch will er Mittel haben, um den Wunden auf curative Weise Fleisch oder vielmehr Nahrung zur Fleischbereitung einzuflößen. 2. Einen zweiten Gegenstand seiner Vorträge bildeten die tartarischen Krankheiten, die er erfunden; wie denn seine Weisheit überhaupt aus dem Tartarus stammte, sagt Thom. Erastus. 3. Privatim in diebus canicularibus, welche damals schon feriæ waren, trug er vor die Beurtheilung des Urins und Pulses, wie die Kennzeichen der Todesphysiognomie.

Die Paracelsischen Vorträge fanden, wie selbst Gegner und Enttäuschte bezeugen, viel Zulauf und Beifall, wenigstens eine Zeit lang. Er lehrte, sagt Jociscus, zuerst mit großem Beifall und zahlreichem Zulauf von Anhängern, selbst von Seiten solcher, welche im Lobe der Weisheit und ausgezeichneter Gelehrsamkeit in der gleichen Kunst standen. Er machte es einerseits seinen Studenten sehr leicht, indem er deutsch vortrug, sie des Studiums der alten Sprachen, der Philosophie und der medicinischen Literatur entband und ihnen dagegen auf dem allerkürzesten Wege die Eröffnung der tiefsten und wirksamsten Geheimnisse der Kunst versprach. Auf der andern Seite mischte er aber in seinen Unterricht und deutschen Vortrag wieder gerade genug unverständliche, krause Metaphysik und Terminologie, um das Nachdenken zu beschäftigen, das er durch einzelne Geistesblitze reizte.

Sein Ruf konnte in Basel im Jahr 1568 noch nicht ganz verklungen und umgeschlagen sein, wenn Petrus Ramus in seiner freilich sehr declamatorischen Oratio de Basilea sagen durfte: „An Theophr. Paracelsus hatte die Basler Academie einen deutsch redenden Professor der Medicin, der in die innersten Eingeweide der Natur so gänzlich eingedrungen war, die Kräfte und wirksamen Eigenschaften der Metalle und Pflanzen mit so außerordentlicher Geistesschärfe erforscht und durchschaut hatte, zum Behuf der Heilung aller Krankheiten, auch der verzweifelten und nach menschlicher Meinung unheilbaren; daß man sagen möchte: mit ihm erst sei die Medicin in die Welt gekommen." Beweisender noch als diese Redeübung ist der Umstand, daß sich nach Abgang des Paracelsus seine Schule hier erhielt, ja sich ihm vermittelst der nachgeschriebenen Manuscripte fortgehend neue Schüler bildeten, von Adam von Bodenstein vielleicht bis zu Turneißer herunter. So haben seine Basler Schüler das harte Urtheil nicht um ihn verdient: „Und aber hütend Euch vor den Auditoribus, so ich zu Basel verlassen hab, die mir haben die Federn vom Rock gelesen, mir gedient und gelechlet, und wie die Hündlein umbgestrichen und angehangen. Die seind und werden Erzschelmen; sie sind zu früh aus der Schule kommen."

Am engsten von allen hatte sich Johannes Oporinus an ihn angeschlossen, der nachmalige Professor des Griechischen, 1536—38, und spätere berühmte Buchdrucker, Sohn des wahrscheinlich für die hiesige Kunstentwicklung höchst bedeutend gewesenen Malers Hans Herbst, von dem leider keine bezeichnete Arbeit mehr vorhanden ist. Oporinus war des Schuldienstes, den er als Jüngling noch unter zwanzig Jahren, weil ihm die Mittel zum Studieren fehlten, zuerst im Kloster St. Urban und nachmals wegen Hinneigung zur Reformation hier angenommen hatte, müde, um so mehr, da er im zwanzigsten Jahre die Wittwe seines Freundes, des mit ihm aus gleichem Grunde hieher gezogenen Luzerner Canonicus Xylotectus geheirathet

und seine Bedürfnisse in Mißverhältniß mit seinem Schuleinkommen gebracht hatte. Da, im Jahr 1527, als er auf eine Aenderung seines Lebensplanes dachte, rieth ihm, wie Jociscus berichtet, Oecolampad, die Medicin zu ergreifen, „besonders da gerade Paracelsus da war, der, in dem Zeitraum eines Jahres einen ausgezeichneten Doctor der Kunst fertig zu liefern, stolz sich rühmte." Oecolampad hatte also noch im Jahr 1527 den Glauben an den vielversprechenden Doctor nicht verloren. „Oporin befolgte den Rath Oecolampads und schloß sich aufs engste an Paracelsus an, indem er nicht bloß seine Vorträge auf's Fleißigste besuchte und lateinisch nachschrieb, sondern auch als Famulus und Secretär in seine Dienste trat und seine anderweitigen Inspirationen zu Papier brachte; ja ihm bei seinem Abgang von hier nach dem Elsaß folgte und es dort zwei Jahre bei ihm aushielt, immer in der Hoffnung, in die Geheimnisse der Kunst, welche der Doctor mit vollen Backen ausposaunte, einzudringen oder wenigstens hinter das Geheimniß des laudanum, das ihm förmlich versprochen war, zu kommen." Jociscus giebt an, daß Oporin bereits hier zu Paracelsus gezogen und während dessen hiesigen Aufenthalts, der auf zwei Jahre gesetzt wird, die Wohnung mit ihm getheilt habe, mit Verlassung seines eben erst oder vielmehr zwischen hinein (1527) ihm angetrauten Weibes; was ihm freilich bald nach dem thörichten Schritt nicht schwer gefallen wäre, da es eine morosa et austera vetula war, die er nur seine Xanthippe nannte, von der er gleich Socrates philosophiren gelernt habe. Es ist das jedoch entschieden ein Irrthum von Jociscus; denn Oporin selbst giebt bei Thom. Erastus sein Zusammenleben mit Paracelsus nur auf zwei Jahre an, welche mit den zwei im Elsaß zugebrachten zusammen fallen. Der Schritt, ihm nach dem Elsaß zu folgen, wäre auch — die abstoßende Kraft der Frau miterwogen — schwer begreiflich gewesen, wenn Oporin die Erfahrungen des Zusammenlebens mit dem schmutzigen Manne schon hier gekostet hätte. „So sehr," schreibt Oporin bei Thom.

Erastus, „war er während der zwei Jahre, die ich mit ihm zusammengelebt, ganze Tage und Nächte dem Trunk und Rausch hingegeben, daß man kaum die eine oder die andere Stunde ihn nüchtern finden konnte.“ Vielleicht daß diese Untugend erst im Elsaß sich bis zum Scandal entwickelte, denn „früherhin,“ sagt Oporin, „freilich nur bis zu seinem 25sten Jahr, hatte er sich des Weines gänzlich enthalten.“ Auch sonst verfiel er in die schmutzigste Lebensweise, gieng der schlechtesten Gesellschaft nach, brachte ganze Nächte mit Bauern zu, denen er volle Flaschen vortrank. Der Schmutz ergriff seine eigene Person. „Die ganze Zeit, die ich mit ihm zusammengelebt,“ fährt Oporin fort, „hat er sich Nachts nie ausgezogen, was ich der Betrunkenheit zuschrieb; denn meist kam er nur betrunken in später Nacht zu Hause und warf sich angezogen, wie er war, auf's Lager, den Degen in der Hand, der, wie er selber rühmte, einem Scharfrichter gehört hatte. Oft erhob er sich Nachts und wüthete mit dem Degen so durchs Zimmer, daß ich mehr als einmal für meinen Kopf fürchtete. Item von Geld war er oftmals so entblößt, daß ich wußte, er besaß keinen Pfennig mehr, am Morgen aber zeigte er mir den Beutel wieder vollgespickt, so daß ich mich oft wunderte, woher ihm das Geld kam.“ — Wie Paracelsus seine Schriften concipirte, geht aus Oporins Schilderung seiner Leiden als Secretair hervor: „Beim Dictiren habe er gewüthet wie von der Bremse gestochen, und geschrien wie von den Furien getrieben. Uebrigens sey er nie als wohlangetrunken an die Entwicklung seiner Mysterien gegangen; dann aber habe er den Griff seines Degens, in dessen Höhlung ein dienstbarer Geist eingeschlossen seyn sollte, mit den Händen ergriffen und seine Einbildungen ausgespieen.“

Mit der Gläubigkeit Oporins erlaubte er sich wohl auch Spott. Dieser hatte sich einmal drei Tage lang aller Speisen und Getränke enthalten, weil Paracelsus den Spruch gethan: Man könne das Temperament eines Menschen nur dann aus dem Urin erkennen, wenn dieser durch dreitägiges Fasten urina

alcali geworden. Nach absolvirter Casteiung brachte Oporin dem Meister ein Schälchen solches Alcalis. Der aber lachte ihn nur aus, nannte ihn einen leichtgläubigen Narren und warf die Schaale mit dem alcali an die Wand.

Nach zweijähriger Dienstzeit schied Oporin, des Meisters und der medicinischen Studien satt, und brachte nichts zurück, als ein Restchen Laudanum, das ihm Paracelsus zum Abschied geschenkt hatte. Das sollte ihm jedoch noch gute Dienste leisten. Er hatte es fast vergessen, da zog er sich durch eine nächtliche Flucht vor seiner Xanthippe eine furchtbare Entzündung der ganzen Körperoberfläche und namentlich des Kopfes zu, so daß er bewußtlos vor der Thüre seines Vaters gefunden wurde. Nach Hause zurückgebracht und eines Tages von seiner Frau allein gelassen, erinnerte er sich des Laudanums, kroch zu dem Queersacke, worin es lag, und verschluckte drei Pillen. Sofort verfiel er in einen tiefen Schlaf und seine Frau soll ihn bei der Rückkehr aus der Predigt, statt todt, wie sie gehofft, sagt Jociscus, genesen und die Geschwulst verschwunden gefunden haben. So schnell als Jociscus die Erfolge in der Erzählung zusammengezogen hat, wird's nicht gegangen sein; indessen scheint dieses Laudanum denn doch ein sehr wirksames Mittel gewesen zu sein. Für Opium spricht die jedesmal eingetretene schmerzstillende und einschläfernde Wirkung.

Den ersten Stoß, nachdem Paracelsus im Juni kaum sein Lehramt mit Zulauf und Beifall angetreten hatte, gab ihm der plötzliche Tod Frobens, der, von einem Schlagfluß getroffen, wie es scheint, von einer Leiter (in sublimi nescio quid agens) auf den Boden herabgestürzt war und sich den Kopf gefährlich verletzt hatte. Der Schlag hatte die ganze rechte Seite gelähmt; zwei Tage lang lag er bewußtlos; nur sechs Stunden vor seinem Tode kehrten schwache Spuren von Bewußtsein zurück, die er bloß mit der linken Hand und dem linken Auge kundgeben konnte. Die Zunge blieb gelähmt. So unschuldig die Mittel des Paracelsus, womit er ihn ein Jahr zuvor von

der Gicht befreit, an diesem Schlagfluß gewesen sein mögen, so konnte es nicht fehlen, daß die Catastrophe der Gefährlichkeit derselben zugeschrieben wurde. Er selbst empfand den Schlag sehr tief. Er hatte gerade einen Ausflug nach Zürich gemacht und mit der dortigen Studentenschaft lustige Tage verlebt. „Indessen, während ich so bey Euch der Laune lebe und den Geist abspanne," schreibt er unterm 13. November 1527 dem ornatissimo studiosorum Tigurinorum Cœtui, die er im Conterte auch combibones optimi anredet, „stirbt an dem genannten Falle der, der sage ich, den ich wie meine Augen geliebt mein bester Freund in Basel, Johannes Frobenius." Den Anfall, den er in seiner Weise demotinus lapsus nennt, hielt oder bezeichnete er wenigstens als identisch mit dem frühern, wovon er ihn curiert, ja identisch mit dem Sturz von 1521: demotino lapsu, quo tamen etiam secundario decubuerat.

Die Lehrthätigkeit des Paracelsus in Basel kann nicht über ein Jahr gedauert haben; sie fand ein plötzliches Ende durch den bekannten Proceß mit dem Domherrn Cornelius v. Lichtenfels. Nach der gewöhnlichen Darstellungsweise lag das Unrecht auf Seiten des Domherrn und fällt auf das hiesige Gericht der Vorwurf, die Kunst und ihre wunderbaren Leistungen zu handwerksmäßigem Preise herabgeschätzt, ja um den förmlich bedungenen Lohn verkürzt zu haben. Der gangbare Bericht, wie er von Oporin, aber durch das Medium von Jociscus, stammt, lautet folgendermaßen: „Paracelsus hatte während seines zweijährigen Aufenthalts in Basel seine ärztliche Kunst so wohl erprobt, daß er wegen seiner glücklichen Curen in den verzweifeltsten Krankheiten in allgemeiner Bewunderung stund. Da befand sich ein gewisser Canonicus, Edler von Lichtenfels, in kläglichen Gesundheitsumständen. Den stellte Theophr., nachdem er mit ihm um den Preis von 100 fl. übereingekommen war, die der Domherr freiwillig anerboten und mit Vergnügen bezahlen zu wollen versprochen hatte, mit drei Pillen seines Laudanums vollkommen wieder her. Der so schnell und,

wie ihm schien, mit so geringen Mitteln hergestellte Canonicus hielt den Vertrag nicht. Er hätte verdient die Qualen der Krankheit länger zu dulden. Theophrastus gieng vor Gericht. Da wurde die gewöhnliche und von dem Rath geordnete und vorgeschriebene Taxe gesprochen. Theophrastus nahm höchlich übel, daß auf seine Kunst ein so geringer Preis gesetzt worden, und schimpfte auf den Richter. Seine Freunde, die wegen Beleidigung der Obrigkeit Strafe für ihn fürchteten, riethen ihm zu fliehen und auch Oporin ließ nicht nach darauf zu dringen. So entwich er nach dem Elsaß, indem er seine chemischen Geräthschaften für Oporin zurückließ."

Wenn ein freiwillig von dem Domherrn angebotener und förmlich eingegangener Vertrag auch nur mündlicher Art vorgelegen hätte, so hätte der Domherr sicherlich sehr Unrecht gehabt, die Bezahlung zu weigern und ebenso das Gericht, auf die Medicinaltaxe zu erkennen. Indessen stellt sich nach andern Berichten, welche Wurstisen hatte, der Handel ganz anders heraus. Er erzählt ihn gelegentlich der Bischofswahl im Hornung 1527, wobei er Cornelius von Lichtenfels als abwesend genannt hatte. „Der ermahnet mich einer Geschichte, welche sich nicht lange hernach im Jahr 28 der mindern Zahl zugetragen. Der Domherr klagte in einer Gesellschaft über Magenweh und sagte vor Theophrastus, er wollte einem 100 fl. schenken, der ihn davon befreite. Theophrastus erwischete diese Rede und schickte ihm drei Pilluln Laudanum. Der Thumbherr, der darauf gar wohl geschlafen, schickt ihm des andern Tags 6 fl. Theophrastus, unzufrieden damit, klagt auf die ganze Summe und wird abgewiesen. Drauf warf er böse Karten aus und mußte flüchtig werden."

Wenn man sich erinnert, wie Paracelsus sich an Erasmus gemacht hat, so wird man diese Version glaublicher und den Richterspruch gerechtfertigt finden.

Indessen dem sei, wie ihm wolle: über den Vorwurf, daß Paracelsus durch die hier erfahrene Unbill wieder in's Land-

fahrerleben hinausgestoßen worden und darüber zu Grunde gegangen sei, kann man sich jedenfalls beruhigen; denn abgesehen davon, daß über der Reformation die Universität ein Jahr darauf doch auseinander gieng, war das ganze Auftreten des Paracelsus der Art, daß er sich an keinem Orte mehr als ein paar Jahre halten konnte.

Es ist eine sehr gemischte Empfindung, womit die Persönlichkeit Theophrasts den unbefangenen Beurtheiler erfüllt. Man kann trotz seiner Gaben und Ideen keine Achtung, ja nicht einmal ein rechtes Interesse für ihn fassen und doch kann man ihn auf der andern Seite auch nicht geradezu verachten und stehen lassen, dazu hat er zu bedeutend gewirkt. Jedenfalls scheidet man mit Theilnahme und Mitleid von dem umhergejagten verlassenen Manne, in dem eine so bedeutende Geisteskraft zu Grunde gegangen, wenn man ihn im Jahre 1541 nach seinem noch vorhandenen Testament zu Salzburg wieder findet, „schwachen Leibes, an einem Raißpetl sitzend," vor dem Notarius Hans Kalbsohr, der ihn übrigens mit großer Hochachtung behandelt, im Begriff seine Lebensrechnung abzuschließen. Auch da war er bloßer Wanderer und sollte in einem Stübchen des Wirthshauses zum weißen Rosse sterben. Doch war er, wie das Inventarium seiner Verlassenschaft ausweist, in letzter Zeit nicht ganz ohne Mittel, vielmehr mit Kleidern, schwarzen und rothen, zum Theil pelzbesetzten Röcken, wohl versehen, selbst mit Hemden nach damaligem Bedürfniß. Auch fand sich noch ziemliche Baarschaft vor, 15 Goldgülden, 1 Ducaten, 5 goldene, 6 silberne Ehrpfenning. Sogar Kleinodien hatten die Noth überdauert, goldene und silberne Kettlein, ein reicher Vorrath von silbernen und vergoldeten Trinkgeschirren und endlich selbst „ein Peutelein mit 44 alten heydnisch Pfenning."